

GÜNTER BUTZER: *Soliloquium*. Theorie und Geschichte des Selbstgesprächs in der europäischen Literatur. Paderborn (Fink) 2008. 508 S. € 60.–.

Günter B(utzer) untersucht in seiner monumentalen Gießener Habilitationsschrift, die 2008 unter dem Titel *Soliloquium* erschienen ist, zum einen kulturelle Praktiken, in denen ein Ich zu sich ins Verhältnis tritt, um sich zu reinigen, tugendhafter zu werden und offener für den anderen oder das Andere. Zum anderen fragt B. – er ist Germanist und Komparatist –, wann und wie sich solche Praktiken *literarisch* niederschlagen und welche Entwicklungslinien dabei zu beobachten sind: „Es ist die[-] Funktion des Selbstgesprächs als Element psychagogisch-meditativer Praxis und literarischer Darstellung gleichermaßen, das den Gegenstand der folgenden Untersuchung bildet [...]“ (26). Was B. unter dem schriftlichen Selbstgespräch versteht, zeigen drei Beispieltexzte: Mark Aurels *Tà eis heautón* kann als Muster für das *antike* Selbstgespräch gelten. Hier wendet sich subjektivintern ein Ich an seine Seele, wobei diese dyadische Kommunikation asymmetrisch ist: Die Seele wird unterrichtet, die dominante Redefunktion ist direktiv. Als *hypomnēmata* bleiben Marc Aurels Selbstgespräche, wie es etwas unhistorisch heißt, ‚privat‘. Martin Mollers *Soliloquia* stehen exemplarisch für das *christliche* Selbstgespräch. Die Kommunikationsform ist hier noch immer asymmetrisch, allerdings nicht mehr nur direktiv, sondern auch expressiv: Es wird eine Wechselrede inszeniert, in der sich ein Ich an seine Seele und auch an Gott wendet. Damit entsteht, auch dank imaginativer Visualisierungen, im Modus des Gebets eine Art „innere Öffentlichkeit“ (21) im Rahmen einer jetzt triadischen Struktur (vgl. z. B. 260f.). Das *moderne* Selbstgespräch schließlich, das man etwa in Schnitzlers Leutnant Gustl greifen kann, bedient sich der literarischen Technik des inneren Monologs, um eine nunmehr symmetrische Kommunikationsstruktur darzustellen: Das Ich und sein imaginiertes Gegenüber werden in ihrem inneren Dialog von einem anderen in ihrer (vermeintlichen) Intimität beobachtet. Poetologisch relevant wird das Selbstgespräch der frühen Neuzeit vor allem im 18. Jh. dann nicht zuletzt deshalb, weil in ihm die aktive Imagination etwa biblischer *loci* eine entscheidende Rolle spielt.¹

Den historischen Schwerpunkt bildet in B.s Rekonstruktion das Selbstgespräch vom 16. bis ins 18. Jh. Er gliedert die Arbeit sehr übersichtlich in Einleitung, vier historische Teile und einen Ausblick auf die Moderne. In Teil A rekonstruiert B. vor allem aus den Quellen die antiken „Grundlagen“ des Selbstgesprächs als kultureller Praxis aus ethischen, medizinischen, rhetorischen und psychologischen Texten: Er zeigt, dass für das Projekt der Selbst-Reinigung medizinische Modelle wie die Vier-Säfte-Lehre auf den seelischen Bereich übertragen werden und welche Bedeutung zentrale Kulturtechniken wie Hören und Lesen bzw. Lesen und Schreiben für die Herausbildung des Selbstgesprächs an der Schnittstelle zwischen Mündlichkeit und

¹ Zur Bedeutung der Phantasie vor der Aufklärung vgl. mit gründlicher Stellendiskussion 85–92, 169–174, 267–293.

Schriftlichkeit besitzen (Kap. 1). Im zweiten Kapitel rekonstruiert B. „generische Affinitäten“ des Selbstgesprächs zu Diatribe, Epistel und Consolatio, im dritten stellt er „erste literarische Gestaltungen des Selbstgesprächs“ bei Marc Aurel, Augustinus und den pseudo-augustinischen Soliloquia animae ad deum dar. Teil B („Modelle“) entfaltet mit großer Gelehrsamkeit, wie sich aus der antiken Tradition das christliche Selbstgespräch entwickelt: Kapitel vier erläutert an Erasmus, Ignatius von Loyola und Luther „frühneuzeitliche Meditationskonzepte“, Kapitel fünf und sechs gehen auf die „Homiletik als Psychagogie“ bei Melancthon, Caussin, Erasmus und Hyperius ein und auf die Spuren dieser Meditations- und Predigt-Theorien im deutschen, französischen und englischen Raum. In Teil C („Transformationen“) weist B. nach, wie das Selbstgespräch, noch im Rahmen christlicher Andachtsbücher (katholisch: Spee; protestantisch: von Greiffenberg), poetisiert wird bzw. wie es auch die Geschichte der frühneuzeitlichen, ebenfalls einem religiösen ‚Sitz im Leben‘ entstammenden Autobiographie (Teellinck, Petersen, Rowe) prägt. Für das spätere 17. und vor allem 18. Jh. (Teil D: „Erweiterungen“) schließlich argumentiert B. ähnlich wie Hans Georg Kemper dies für die *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit* (Tübingen 1987ff.) getan hat: Innovative poetologische Konzepte in der Genie-Ästhetik (Shaftesbury und Breitinger, Kap. 9), philosophische Ansätze im Cartesianismus (Kap. 10) und die neue literarische Form der „Träumerei“ etwa bei Harsdörffer, Diderot oder Rousseau (Kap. 11) hätten das antike wie das christliche Selbstgespräch beerbt und säkularisiert. Der Weg in die Moderne ist damit geebnet: Im „Ausblick“ weitet sich der Blick auf „moderne Selbstgespräche“ in der Romantik (Schleiermacher und Novalis) und in der klassischen Moderne (Schnitzler, Joyce, Kafka und Beckett).

B. arbeitet vor allem mit „nicht-narrativer Prosa“ (27), mit ‚Quellen‘ also, die unter autonomieästhetischen Gesichtspunkten gar keine Literatur darstellen würden. Genau darin liegt eine Stärke seiner von Kleinigkeiten² abgesehen gut lektorierten Arbeit: B. schließt, statt sich ins Prokrustesbett einer engstirnigen Gattungstheorie zwingen zu lassen, an neuere Ansätze kulturwissenschaftlich und kontext-orientierter Literaturgeschichtsschreibung wie den *New Historicism* an, ohne sich terminologisch anzubiedern und vor allem auch, ohne vorschnell etwa die modernen Rückprojektionen Foucaults auf die antike *Sorge um sich* zu übernehmen (vgl. 31, Anm. 77). Lieber liest B. die Quellen selber und die einschlägige Fachliteratur – eine zweite Stärke dieser Monographie. Ein dritter Vorzug liegt in der Klarheit des uneitlen Stils, der klugen Disposition und der immer nachvollziehbaren Argumentation eines Buches, das sich auch für mehrfache Rekapitulationen nicht zu schade ist. Ich könnte mir vorstellen, dass es zum Standardwerk wird und Leser über die akademische Kultur- und Literaturwissenschaft hinaus findet, Oberstufenlehrer zum Beispiel, die eine Unterrichtssequenz zum Selbstgespräch in der lateinischen und deutschen Literatur entwickeln – und dabei etwa auch beim kreativem Schreiben mit ihren Schülern *erfahren*, dass mit der europäischen Literatur des Selbstgesprächs eine Praxis verbunden ist, die immer noch lebt oder zumindest reanimiert werden kann. Hätten die von B. aufgespürten Autoren nämlich keine Erfahrungen *gemacht*, sondern diese immer nur rhetorisch und poetisch *modelliert* oder gar *fingiert*, dann hätte sich diese Tradition wohl nicht in solcher Breite entfaltet.

Aichach

Friedmann Harzer

² Auf 18f. z. B. ist in Anbetracht einer sehr aufschlussreichen Grafik von drei Farben die Rede, die in einer schwarz-weißen Abbildung nur schwer zu erkennen sein dürften.